

Interview mit Dr. Faraj Remmo (Universität Bielefeld)
für die Veranstaltung „Interkulturelle Behindertenberatung“ (Samstag, den 27.07.13 in Freiburg) des
Projektes TIF (Treffpunkt Inklusion Freiburg), ein Projekt des Arbeitskreis Behinderte an der Christuskirche
„ABC“

Hintergründe zur Person Dr. Remmo

Dr. Faraj Remmo forscht und lehrt an der Fakultät Erziehungswissenschaften an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsinteressen liegen in der Migrationspädagogik, der interkulturellen Öffnung, der interkulturellen Bildung und Mehrfachzugehörigkeit. Er hat das Referat „Studierende mit einer Behinderung oder chronischen Krankheit“ mitgegründet.

Ursprünglich kommt Dr. Remmo aus dem Libanon. Seit 1990 ist er aufgrund eines Badeunfalls vom Hals ab gelähmt. Neun Jahre nach seinem Badeunfall holte er alle Schulabschlüsse nach, studierte Pädagogik und Soziologie. Der Titel seiner Dissertation lautet „Interkulturelle Öffnung der Verwaltung – Wissenschaftliche Begleitung des Konstituierungsprozesses des Amtes für Integration und interkulturelle Angelegenheiten der Stadt Bielefeld“. Lehraufträge zur Interkulturalität, interkulturellen Öffnung und Diversity führt er an der Universität Bielefeld seit mehreren Jahren durch.

Beim Durchforsten Ihrer Beiträge ist mir der Begriff „Strategie des Sichtbarmachens“ aufgefallen. Was verstehen Sie unter dieser Strategie, auch bezüglich unseres Themas Migration und Behinderung?

Wenn wir an der Universität sind – wir Menschen als Rollstuhlfahrer oder mit Gehstöcken – dann sieht man, da läuft jemand mit einer Behinderung. Das ist schon allein visuell sichtbar. Das reicht aber nicht! Meine Strategie des Sichtbarmachens hat mit Partizipation zu tun. Sichtbar werden, indem wir mitgestalten und mitentscheiden.

Mitgestalten und Mitentscheiden heißt auch unser Unterpunkt, wenn es um Inklusion geht. Es reicht nicht, wenn man einen Stand im Foyer der Universität aufbaut mit zwei Tischen, einem Rollifahrer und möglichst noch einer jungen Dame mit einem Kopftuch dazu stellt. Das geht nicht! Das kann man immer wieder machen, vielleicht auch noch mit einem bisschen exotischem Essen. Aber das ist wie eine Eintagsfliege. Einen Tag später sind die Leute so vergessen wie alles andere. Ich meine mit Sichtbarmachen und strategisch längerfristig planen, dass man dauerhaft hier in der Universität bleibt und natürlich auch in der strukturellen und institutionellen Verankerung.

Es gibt keine statistische Aussage, wie viele Menschen mit Migrationshintergrund und Behinderung in Deutschland leben. Mir ist aufgefallen, dass kaum einer den ich kenne, Kontakt zu Menschen mit einer geistigen Behinderung hat. Herr Remmo, ich frage Sie als Experten, wie leben Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund in Deutschland? Warum wurden Sie so lange Zeit nicht wahrgenommen?

Es gibt keine Statistik zu Migration und Behinderung, aber unterschiedliche Forschungsansätze. So gibt es z.B. hier an der Uni Bielefeld eine Forschungsgruppe, die sich mit Migration und Pflege bzw. Behinderung auseinandersetzt.

Ein wichtiger Stichpunkt dabei ist der „kultursensible Ansatz“. Dieser soll Einrichtungen helfen, sich interkulturell zu öffnen. Interkulturelle Öffnung heißt für viele, wir haben in der Einrichtung von der Mehrheitsgesellschaft Deutsche 8, 18 oder 20 Personen und davon sollen zwei mit einem kurdischen, türkischen oder arabischen Hintergrund sein. Allein schon wegen der Sprache wird dieser Person zugeschrieben, sie wäre interkulturell kompetent. Das stimmt nicht. Natürlich spielt die Sprache und die eigene Herkunft eine Rolle. Aber hier wird der Kulturbegriff missbraucht. Kultur ist nichts Homogenes. Und eine türkische, deutsche oder kurdische Kultur gibt es nicht. Es gibt mehrfach kulturell, mehrfach linguistisch und und und. Die Gefahr ist, dass der kultursensible Ansatz auf eine Sprache oder Herkunft reduziert wird. In den nächsten Jahren werden wir uns noch mehr mit Behinderung und Pflege beschäftigen und die interkulturelle Kompetenzfrage oder der kultursensible Ansatz wird nicht mehr auf die Herkunft reduziert, sondern auf die Qualifikation der Menschen vor Ort.

Migration und Behinderung sind schillernde Begriffe. Je nach Kultur und Einstellung werden darunter ja ganz unterschiedliche Aspekte verknüpft. Gemeinsam ist den beiden Begriffen aber, dass Sie eine große Gefahr der Stigmatisierung beinhalten. Wie kann ungewollte Diskriminierung verhindert werden?

Migration und Pflege oder Migration und Behinderung... wir arbeiten mit diesen Bezeichnungen, und das ist auch ein Dilemma. Es ist einfach, in der Öffentlichkeit darüber zu sprechen, denn so konstruiert man eine

Gruppe, die eigentlich keine Gruppe ist.

Wenn Sie in Freiburg, Bremen oder Berlin mit diesen Begriffen arbeiten, haben Sie einen Eyecatcher. Aber es muss eine Sensibilisierung stattfinden. Wie gehen Sie in einem Vortrag mit diesen Begriffen um, wie geht die Gesellschaft mit diesen Begriffen um. Es gibt Menschen, die werden noch als Migranten gesehen oder bezeichnet, obwohl sie die Türkei nur einmal im Urlaub gesehen haben. Und wenn Sie die fragen: „Woher kommst Du?“, dann sagen sie z.B. „Aus Berlin“. „Nein, Nein, ursprünglich.“ Die Leute wollen eine exotische Antwort wie: „Meine Eltern kommen aus der Türkei, aus Pakistan etc.“

Das wird abnehmen, durch eine selbstbewusste Generation, die vierte oder fünfte Generation, die so genannten Bielefelder und Bielefelderinnen oder Freiburger und Freiburgerinnen. Sie sind selbstbewusster als die Generationen davor, und das ist kein abwertendes Urteil, nein! Damals wie heute geht es um Bildungsniveau, geht es um Sprache und sozialen Status. Was ich damit sagen will: Behinderung oder Handicap, Behinderung und Migration oder Pflege werden uns weiter beschäftigen. Begriffsdefinitionen sind wichtig aber wichtiger ist die Sensibilisierung bei den Menschen vor Ort und natürlich die interkulturelle Kompetenz.

Mehrfachzugehörigkeit und Partizipation. Wie kann man das umsetzen? Ich habe vorher gesagt, es sollte sensible Angebote auf Kultur, Sprache etc. geben, aber das reicht nicht aus. Man muss sich als erstes in Freiburg, Berlin, Bielefeld **zugehörig fühlen, und das kann man nicht per Gesetz erwirken. Das kann man erst praktizieren, wenn man mitentscheiden kann...**

Wenn man gefragt wird, woher kommst Du, wer bist Du, kann man auch beides sagen, nicht entweder Deutscher oder Kurde sondern „sowohl als auch“. Diese Praxis gibt es noch nicht in Deutschland. Aber dafür kämpfen viele Menschen. Meine Wenigkeit auch. Ich kann nicht aufhören in der Öffentlichkeit immer wieder zu wiederholen: **Geben Sie der jungen Generation, Kindern und Jugendlichen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, die Chance dieser Zugehörigkeit – national als auch regional.** Und wenn dieses Kind und dieser Jugendliche aufwächst und sieht in seiner Umgebung Eltern, Onkel, Tanten, die in der Gemeinde mitgestalten, dann weiß er oder sie, er ist zu Hause. Dann werden wir nicht 9.000 Autos in Berlin wie in Paris und Umgebung anzünden etc.

Was verstehen Sie unter Inklusion? Was müsste sich gesellschaftlich ändern, damit eine gleichberechtigte Teilhabe an allen Lebensbereichen (Information, Arbeit, Politik...) möglich wäre?

Wie kann man diese Ungerechtigkeit beseitigen? Diese Frage beschäftigt uns seit Jahrhunderten. Ich weiß, dass wir in Deutschland eine Phase durchleben, wo wir – als Mensch mit einer Behinderung oder nicht – frei sagen können und dürfen, was wir wollen und was wir nicht wollen. Z.B bezüglich der Behandlung durch einen Arzt oder durch eine Beraterin.

Wir können „Nein“ sagen. Aber es gibt Menschen, die seit 50 Jahren hier leben und die ersten 30 oder 40 Jahre **Angebote nicht wahrnehmen konnten, weil die Angebotsstrukturen für sie mit Hindernissen, nicht nur Sprache sondern mit struktureller Diskriminierung verhaftet sind. Nichtsdestotrotz bin ich optimistisch und zwar in Bezug auf die selbstbewusste Generation bezüglich des Umgangs mit der Sprache, kultursensiblem Umgang und**

Mehrfachzugehörigkeit. Was heißt das? Wenn ich möchte, dass ich gut und gerecht behandelt werde mit meiner Behinderung oder mit meinem Migrationshintergrund, dann müsste ich mich eigentlich, wie andere Menschen auch, ausstatten. Nicht unbedingt mit Waffen, aber mit der Waffe der Sprache. Sprache ist eine Schlüsselqualifikation; aber auch kulturelle Sprache, soziale Techniken, lesen schreiben und rechnen... Jetzt sind wir schon wieder beim Bildungsniveau. Die meisten, die jetzt die Hauptschule abbrechen, sind leider Menschen mit Migrationshintergrund, aber auch Menschen mit einer Behinderung, die man beschult hat. Früher hieß es Sonderpädagogik, heute Förderschule – auch dies wieder Begriffsdefinitionen.

Nun kommen wir langsam zu der Definition **Inklusion und Gerechtigkeit.** Wenn ich das von 2008 bis jetzt beobachte, also fünf Jahre nach der so genannten Ratifizierung der UN-Behindertenkonvention, ist es uns noch nicht gelungen, dass Inklusion gesellschaftlich begriffen wurde – geschweige denn, dass sie überall umgesetzt wird. In der Schule hat man begonnen, sich mit Inklusion anzufreunden – aber mit Vorbehalt. Die Lehrer sind überfordert, die Schulleitung sowieso und die Inklusionskonzepte sind nicht einheitlich. „Rezepte“ für das beste Konzept werden ausgegeben, aber ich glaube, das ist eine Phantasie, eine Utopie. Denn trotz guter Ansätze gibt es finanziell nicht die nötige Unterstützung. Es gibt zwar Gesetze, die die EU beschlossen hat – sozusagen ein öffentlicher Auftrag. Aber selbst nach fünf Jahren haben wir immer noch wenig Sensibilisierung erreicht, was Inklusion überhaupt bedeutet, weil sie immer mit Integration von Menschen mit Behinderung verwechselt wird. Das ist ein Missverständnis. Inklusion beschäftigt sich nur zum Teil mit Menschen mit Behinderung oder Handicap.

Inklusion ist ein umfassender Begriff, der sich mit allen Menschen beschäftigt. Wenn ich von Migration und Behinderung spreche, also von einem Menschen, der mit einer Behinderung auf die Welt kommt, der wird sich dann anpassen müssen. Aber Inklusion heißt im lateinischen „enthalten“. Menschen

sind schon längst inkludiert. Sie sind von Natur aus ein Teil der Gesellschaft, nur dass es nicht richtig ankommt. Das ist keine böse Unterstellung. Wir brauchen noch ein bisschen Zeit, Forschung und praktische Arbeit vor Ort. Vor allem in den Kitas. **Der Kleinste, die Kleinste in dieser Gesellschaft hat etwas zu sagen. Es muss eine Plattform geschaffen werden, um handlungsfähig zu sein.**

Warum ist es wichtig, dass Betroffene andere Betroffene beraten, also das so genannte „peer counseling“ umgesetzt wird?

Betroffene beraten Betroffene. „Peer counseling“ kommt aus den USA und ist eine soziale Bewegung wie z.B. Feminismus oder „Black is beautiful“. Was ich sehr gut finde an diesem Ansatz sind zwei Punkte. Erstens, ich habe fast dieselbe Erfahrung gemacht wie der Mensch, der zu mir kommt, und zweitens habe ich keine Patentrezepte. Der Kernpunkt des Ansatzes ist, dass der Ratsuchende erzählt und der Andere hört nur zu, Stichwort „aktives Zuhören“. Das kennt man auch aus anderen Beratungsansätzen. Der Unterschied ist beim „peer counseling“, dass die Person, die zur Beratung kommt, genau weiß, dass die Person, die gegenüber sitzt, fast dieselbe Erfahrung gemacht hat, mit meiner Krankheit, mit meiner Behinderung, Migration etc. Nichtsdestotrotz ist das Ergebnis, wenn es am Ende ein solches überhaupt gibt, dass die Entscheidung immer bei demjenigen liegt, der die Beratung aufsucht. Diese pädagogische Methode hat sich schon lange auch in Deutschland bewährt bei Vereinen wo es um selbst bestimmtes Leben geht im so genannten „selfindependent movement“.

Aber sehr wichtig ist beim „peer counseling“ ebenso, dass es eine Übereinstimmung in den Erfahrungen des Beratenden und dem Beratung Aufsuchenden geben muss. Es geht also nicht, dass z.B. ein Blinder einen Stummen berät.

Was finden Sie an unserem Projekt TIF interessant?

Ich habe in den letzten 14 Jahren unterschiedliche Vereine besucht und Strukturveränderungen selber erfahren. Und das nicht nur im Bezug auf Menschen mit einer Behinderung oder Menschen mit Migrationshintergrund. Als ich TIF kennenlernte, war der erste Eindruck, da sitzen Menschen, die wollen partizipieren, also mitgestalten und mitentscheiden. Es ist ein großer Unterschied, ob man mit oder über den Menschen spricht.

Was ist die interkulturelle Kompetenz, die die Mitarbeiterinnen und die Bevölkerung mitbringt? Ich habe den Eindruck, dass Sie auf einem guten Weg sind. Nur ich glaube auch, dass Sie immer wieder reflektieren sollten: Wie haben wir angefangen, wo sind wir jetzt, wo wollen wir hin, wer ist noch dabei, was war ursprünglich...?

Vielleicht kann ich nächstes Jahr zu Euch kommen und wir führen zusammen eine Veranstaltung durch, bei der man Menschen mit ins Boot holt, die sich weder mit Behinderung noch mit Migration beschäftigt haben. Denn das sind Menschen, die eigentlich erfahren und spüren sollten, was in Deutschland im 21. Jahrhundert passiert. Wir müssen zusehen, dass die Menschen, die hier geboren und aufgewachsen sind, selbstverständlich ein Teil der deutschen Gesellschaft sind, und das sollen Menschen dann auch spüren. Und das ist hoffentlich auch ein Ziel von TIF, die Leute miteinzubeziehen. Das ist dann Inklusion und Partizipation. Ich möchte das Interview mit einem Zitat des österreichischen Dirigenten Gustav Mahler beenden: „Tradition ist die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche.“

Vielen Dank für das Interview, Faraj.

Vielen Dank auch Dir, Maria.